

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 39.

Montag, den 16. Februar.

1925.

(8. Fortsetzung.)

Der „Blaue Reiter.“

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otfried von Sanikeln.

Während der Oberwachtmeister das Telephon abnahm, gingen die beiden Kommissare und Oberwachtmeister Schröder zum Gefängnis hinüber. Es dauerte ziemlich lange, bis sie wieder zurückkamen. Kommissar Wildermut war wütend.

„So ein Injamer, abgefeimter Halunke!“

Schlüter hatte ein ernstes Gesicht.

„Ist schon Antwort da aus den Nestern?“

„Jawohl, Herr Doktor, alle drei Zahlungen stimmen.“

Schlüter zündete sich gemächlich eine Zigarre an und Wildermut sagte:

„Sie sehen, Herr Doktor, wir hatten schon recht.“

Schlüter sah ihn gedankenvoll an.

„Sehr möglich, aber jetzt habe ich Hunger. Weiß Gott, es ist ja bald Abend. Ich gehe jetzt in die Krone, heut' können wir doch nichts mehr tun.“

„Und die Meldung an die Staatsanwaltschaft wegen des Hauptverfahrens? Es steht doch jetzt, wo sogar ein Teil des Silbers gefunden ist, nichts mehr im Wege.“

„Wahrscheinlich, aber das hat bis morgen Zeit.“

„Der Herr Amtsrichter liebt nicht —“

Schlüter sagte fest:

„Hier trage ich die Verantwortung, ich muß erst einmal ruhig nachdenken. Sie wissen ja, daß ich mit dem Staatsanwalt telephonierte Gute Nacht, Herr Kollege, bis morgen früh.“

Er ging mit langsamen Schritten, rauchend und mit dem Spazierstock auf das Pflaster stoßend, aus dem Gerichtsgebäude über den Marktplatz und zur Krone hinüber.

Kommissar Wildermut sah ihm nach und sagte zu Krüger:

„Natürlich, die großen Herren aus Berlin wissen alles besser als unsereins. Diesmal aber hat sich der Herr Kollege blamiert. Was er heut' abend weiß, das wußten wir heut' früh schon. Trotzdem haben wir den Schaden! Da freut man sich einmal, daß man so einen Kapitalfall in einer Stunde aufgeklärt, und schon kommt ein kluger Umstandssträmer aus Berlin und zerstört die Freude. Gut, daß wir denen in Burgbraunstein heute früh gleich Bescheid gesagt haben.“

In der Krone war böse Stimmung. Das heißt, nicht in den Gastzimmern, die davon nichts merkten, sondern in der Küche. Da sah Frau Andrecht in ihrem Lehnstuhl, hatte wieder das Gliederreißen und schimpfte und knurrte mit allen herum. Das kleine Fräulein Elsbeth konnte nicht genug Hände rühren und hatte verweinte Augen.

Dr. Schlüter trat in das Gastzimmer, das fast voller war als sonst. Sofort trafen ihn neugierige Blicke, aber er setzte sich an einen Seitentisch und bestellte die Speisekarte. Elsbeth brachte sie selbst.

„Kann ich Frau Andrecht sprechen?“

„Sie ist in der Küche.“

„Da komme ich gleich mit.“

Wie ein alter Bekannter verschwand er zur Verwunderung der Gäste mit Elsbeth hinter dem Büfett.

„Guten Abend, Frau Andrecht.“

„Guten Abend, Herr Doktor.“

„Am liebsten hätte sie auch den Kommissar angeknurrt.“

„Fräulein, fahren Sie doch mal den Rollstuhl mit Ihrer Großmutter nebenan, ich will ihr etwas allein sagen.“

Frau Andrecht ließ es wortlos geschehen, dann schloß Schlüter die Tür des Nebenzimmers, in das Elsbeth die Großmutter gefahren.

Frau Andrecht brummte.

„Warum die Umstände, Sie wollen mir ja doch bloß sagen, was ich schon weiß.“

„Was wissen Sie denn?“

„Daß die beiden Halunken doch schuldig sind.“

„Im Gegenteil, ich wollte Ihnen sagen, daß ich jetzt fest überzeugt bin, daß Denner so unschuldig ist wie ein neugeborenes Kind und seine Frau selbstverständlich erst recht.“

„Sie scherzen.“

„Das tue ich immer sehr gern, nur nicht in Amtsgeschäften.“

„Jetzt? Nachdem das Silber gefunden?“

„Trotzdem.“

„Aber wer?“

„Weiß ich nicht! Habe gar keine Ahnung. Nicht den geringsten Verdacht, aber ich habe die Überzeugung.“

„Und nun?“

Schlüter lachte.

„Jetzt gilt es, die Überzeugung, die ich vorläufig allein habe, auch den anderen beizubringen. Das wird gar nicht so leicht sein, aber — bisher hat mich meine Überzeugung selten getäuscht und durchgesetzt habe ich auch manches. Vorläufig schlafen Sie ruhig und ersparen Sie sich das Brummen auf die Zeit, wenn es erwiesen ist, daß ich mich irre. Ich glaube es vorläufig nicht und ich weiß, daß Sie sich später ärgern. Das kleine Fräulein hat ja ganz verheulte Augen und Sie vergessen, daß Sie ein gutes Herz haben.“

„Herr Doktor, Sie meinen wirklich?“

„Ich meine, daß Ihr fleißiges Fräulein Enkelin mir inzwischen ein sehr schönes Filetbeefsteak hingestellt hat und das möchte ich nicht kalt werden lassen. Im übrigen meine ich wirklich! Gute Nacht, Frau Andrecht. Mehr kann ich nicht sagen, denn mehr weiß ich selber nicht.“

Er ging wieder in das Gastzimmer, wo ihn in der Tat sein Essen erwartete, ließ sich alles geben, was an Zeitungen da war und beachtete keinen der neugierigen Blicke, die ihn beobachteten.

„Elsbeth!“

„Ich komme schon, Großmutter.“

„Ist nicht so schlimm, ich kann schon selber —“

Sie humpelte zwar etwas, aber sie kam am Stod in die Küche.

„Ich gehe raus, Rindchen. Mach noch für uns beide ein gutes Filet und komm dann auch. Hast genug gearbeitet, wenn jetzt noch einer was essen will, ist eben die Küche geschlossen. Sorge nur, daß die Leute auch

was Gutes bekommen und bring' eine Flasche Wein mit herauf. Wir haben es alle redlich verdient!"

Damit humpelte sie die Treppe hinauf, während Enkelin und Personal ihr verwundert nachsahen — und Fräulein Elisabeth sich ärgerte, daß sie dem Kommissar nicht noch ein größeres Stück Fleisch und mehr Kompott gegeben hatte, denn er war an dem günstigen „Wittungsumschlag“ doch allein schuld.

Viertes Kapitel.

Kriminalkommissar Dr. Schlüter hatte schlecht geschlafen und erwachte nach kurzem Morgenschlummer in denkbar schlechtester Laune. Er hatte auch allen Grund. Er war nach Wallenbrunn geschickt, um den Fall Rühler zu untersuchen und hatte noch kaum einen Blick in die Akten getan. Dafür hatte er den ganzen Tag mit Phantastereien und Stimmungsduseleien in der bereits erledigten Sache des „Blauen Reiters“ gemacht. Jawohl! Phantastereien und Stimmungsduseleien, so mußte er es selbst nennen! Alles sprach gegen den Mann! Unzählige Indizien, sogar das Diebesgut war zum größten Teil gefunden und trotzdem, nur weil ihm der Mann klar — oder frech — in das Auge sah, nur weil er ihm sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er unschuldig sei, glaubte er ihm! Und nur weil er sein Irren nicht zugeben wollte und weil ihm das Brummen der Akten und die Tränen der Enkelin leid taten, hatte er gestern abend der Frau Andrecht Hoffnungen gemacht, von denen er selbst keine Ahnung hatte, wie er sie erfüllen sollte. Auf seine Verantwortung war die ausführliche Meldung an den Staatsanwalt unterblieben.

Wahrhaftig, wenn er jetzt auf seine alten Tage einen Küffel bekam, er hatte ihn redlich verdient!

Und doch — Teufel noch einmal, wurde er wirklich alt? Wurde es ihm zur Manier, daß er die Menschen, die andere für schuldig hielten, für Unschuldige hielt? War sein berühmter Scharfblick, auf den er sich doch sonst hatte verlassen können, blind geworden?

Der Mann war kein Verbrecher, und die Frau, die nicht aus noch ein wußte, die in einer Minute auf ihren Mann schalt und in der nächsten sich selbst Vorwürfe machte, daß sie an seine Schuld geglaubt hatte — diese Frau war überhaupt eine viel zu einfache Natur, um vor den Augen der Polizei leugnen zu können. Beide waren sie unschuldig, trotz alledem!

Er zog sich an, ging hinunter und fand Fräulein Elisabeth.

„Darf ich Frühstück bringen, Herr Kommissar?“

„Wenn ich erst einmal um den Schlüssel des Hauses der Frau Andrecht bitten dürfte? Ich möchte nur einen Frühspaziergang hinüber machen. In einer halben Stunde bin ich zurück.“

„Ich hole den Schlüssel, soll ich mitkommen?“

„Danke, ich möchte am liebsten allein.“

„Bitte, Herr Kommissar.“

Er trat in den gewölbten Hausflur und schloß hinter sich zu. Wie still, fast feierlich das in dem alten Patrizierhause war! Zunächst ging er in den Hof. Herrgott, sah das hier aus! Halb Wallenbrunn war hier im Rasen herumgetrampelt und von den Spuren am Wasserrad nichts mehr zu sehen. Oder vielmehr hundert Fußspuren durcheinander. Er ärgerte sich. Die Spuren zu messen, war natürlich den edlen Herren von der hiesigen Polizei nicht eingefallen. Wozu auch? Sie waren ja fest überzeugt, den Einbrecher zu haben.

Auch sonst war durchaus kein Zeichen, weder an den Büschen noch im Fluß. Er ging an das Haus. Die zerbrochene Scheibe, an der vielleicht irgend etwas hätte auffallen können, vielleicht gar ein blutiger Fingerabdruck, war bereits durch eine neue ersetzt und die Scherben fortgeschickt.

Er kieg die Treppe hinauf und leuchtete mit seiner elektrischen Taschenlampe in jeden Winkel. Natürlich nichts!

Dann war er im Schlafzimmer. Auch hier lag die Leinwand, die, wie er gehört hatte, aus dem Schrank gerissen war, hübsch ordentlich auf einem Stuhl und zeugte vom Fleiß des kleinen Fräuleins Elisabeth, sonst aber nichts!

Der Schrank war leer, der „Himmel“ daneben lehrend, beides mitten im Zimmer. Die Schranktür weit auf.

Sogar der Fußboden, der durch die vielen Menschen beschmutzt war, schon wieder hübsch sauber gefegt und gebohnt. Da sollte der Teufel nach Spuren suchen. Er ging um den Schrank herum, leuchtete darunter — alles vergebens! Endlich rückte er den Himmel ab — er hätte laut ausschreien mögen vor Freude!

Ein großer, deutlicher Daumenabdruck auf dem weißen Holz. Ein schmieriger, wahrscheinlich teeriger Daumen zeichnete sich so klar ab, wie man es nur wünschen konnte. Jetzt also war der Verbrecher geliefert!

Er sah sich noch flüchtig im Hause um, revidierte vergebens den Müllkasten in der Küche, dann ging er wieder zur Krone hinüber. Am liebsten wäre er sofort auf die Polizei gegangen, aber jetzt um halb acht war der Kommissar noch nicht da und der Amtsrichter erst recht nicht.

So frühstückte er denn ausführlich und las in der Zeitung. Er wunderte sich selbst, wie erregt er war!

Um neun Uhr war er auf der Polizei.

„Herr Kollege, haben Sie schon Fingerabdrücke und Photographien von den beiden?“

„Donnerwetter nein, das hab' ich verbummelt.“

„Dann lassen Sie doch bitte die Abdrücke gleich nehmen.“

Es dauerte nicht lange, da kam Oberwachtmeister Krüger zurück.

„Hier, Herr Doktor.“

„Danke.“

Er nahm die Platte mit den Abdrücken und rampte damit fast über den Platz, die Beamten sahen verwundert hinter ihm her. Er hatte den Schlüssel des Hauses noch in der Tasche und ging hinein. Schloß aber doch hinter sich zu. Er ging in das Schlafzimmer und war überzeugt, daß jetzt Denners Unschuld erwiesen sei — dann gab es ihm richtig einen Stich!

Der Daumenabdruck am Schrank und der, den er in seiner Hand hielt, waren unzweifelhaft von demselben Daumen. Sogar eine kleine Narbe zeichnete sich auf beiden deutlich ab. Jetzt also war es erwiesen! Er hatte sich geirrt und Denner war der Einbrecher. Schlüter war zumut, als hätte er eine schwere Niederlage erlitten, er wagte sich direkt nicht in die Krone, weil er der alten Frau nicht gegenübertreten wollte. Er ging auf das Kommissariat.

„Nun, Herr Doktor?“

„Machen Sie bitte das Protokoll fertig, ich werde nachher selbst nach Burgbraunstein hinüberfahren. Einen Wagen kann ich doch bekommen?“

„Gewiß, Herr Doktor.“

Wie er allein war, brummte Wildermut:

„Das hätten wir schon gestern tun können, jetzt fährt er nur selber, um uns den Ruhm wegzuschlappen.“

Schlüter stand auf. Zuerst hatte er vorgehabt, Denner gar nicht mehr zu sehen, jetzt hatte er es anders beschloffen.

„Ich will noch einmal mit Denner reden, vielleicht gesteht er.“

Er ließ sich vom Schließher öffnen und über des „Blauen Reiters“ Gesicht ging ein Leuchten.

„Gott sei Dank, Herr Doktor, ich dachte, Sie wären schon fort.“ „Hätten Sie das bedauert?“

„Gewiß, denn Sie sind der einzige Mensch hier —“

„Sie meinen, der einzige Dumme.“

Schlüter hatte einen andern Ton als gestern.

„Herr Doktor, jetzt glauben auch Sie?“

„Denner —“

Jetzt ließ er auch das Herr weg.

„Ich habe Ihnen gestern gesagt, schämen Sie sich bis in das tiefste Herz, wenn Sie lügen. Warum schämen Sie sich nicht?“

„Ich habe nicht gelogen.“

„Denner, Sie haben gesehen, daß ich Sie wie einen anständigen Menschen behandelte, daß ich trotz aller Indizien Ihrem Ehrenwort glaubte. Sie haben mich ebenso schamlos belogen und betrogen wie Frau Andrecht.“

Fortsetzung folgt.

Die Frau in Rot.

Skizze von Paul Richard Henkel.

Die Sonne, die auf der Glashalle der Kunstausstellung lachte, hatte die sonst zahlreichen Besucher vertrieben. Es grübelte sich schwer zwischen den Bildern, die teils stumm und fremd, teils ungeheuer lebendig an den Wänden hingen. Da ging ich noch einmal in das Kabinett, in dem das Bild meines Freundes Platz gefunden hatte. Es war ein aufstehender Frauenakt in großem Format — liegend, der Körper zurückgebeugt, die Hände nach leuchtenden Blüten greifend. Eine unsichtbare Lichtquelle hüllte Gestalt, Boden, Hintergrund in lebhaftes Rot — rot war das Haar und die Haut der Frau, und es schien fast, als ginge Licht und Blut von dem Körper selbst aus. Es war ein Bild, das aus Dingen und Leidenschaft geschaffen schien.

Wir selbst waren überrascht, als er mit diesem Bild herportrat. Es ist nicht neu, hatte Bernhard gesagt, aber es ist gut, und es ist alt genug, um jetzt bei den anderen zu hängen. Schon in den ersten Tagen nach Eröffnung der Ausstellung brachten die Zeitungen lobende Besprechungen, man fotografierte das Original, um es in Kunstkritiken wiederzugeben, nannte es ein Meisterwerk — und an vielen kleinen Ausstellungen, die im Gefolge des Künstlerbundes gehen, mußten wir bald, daß unser Freund mit der „Frau in Rot“, wie er das Bild im Katalog nannte, einen großen Sprung auf seiner Glücksbahn vorwärts getan hatte.

Ich fand das Kabinett nicht leer. Eine junge Frau in grauem Mantel, den kleinen Hut tief über das kurz geschnittene Haar gedrückt, saß still betrachtend vor dem Bilde. Ich hatte sie auf dem ersten Rundgang schon gesehen, und war verwundert, sie noch in derselben Stellung zu finden. Ihr Interesse ließ eine Malerin vermuten und brachte die Anknüpfung zu einem Gespräch.

Sie sah mich auf meine Anrede rasch von der Seite an. „Nein, ich male nicht selbst. Aber das Bild interessiert mich. Es führt zu allerlei Gedanken.“

„Es ist das beste Bild, das ich von Bernhard kenne“, warf ich ein. „Eben das gibt mir zu denken“, sagte die Frau, ohne den Blick von dem Gemälde abzuwenden. „Ich weiß nicht, wie das ist — aber der Maler schafft doch aus innerem Erleben, nicht wahr? Und wenn ein Künstler etwas ganz besonders Schönes schafft, hat er vielleicht zu derselben Zeit etwas Großes erlebt.“

„Gewiß. Wenn ich nicht irre, entstand das Bild in einer Zeit, in der der Maler recht zurückgezogen lebte, so daß man wenig von ihm persönlich wußte.“

„Und hören Sie“, fuhr sie fort, ohne meinen Einwurf zu beachten, „das Erleben muß doch von einem anderen Menschen gekommen sein — vielleicht von seinem Modell — ich denke mir das so.“

„Vielleicht hat er das Modell geliebt. Der Fall ist nicht selten.“

„Was nennen Sie ein Modell?“ Nachdenklich schauten die verschatteten Augen der Frau zur Erde. „Sehen Sie das Bild genau an — sagt es nicht das Gegenteil Ihrer Erklärung: „Daß die Frau den Mann geliebt hat? Kann der Maler den Ausdruck eines Körpers wiedergeben, der nicht von dem Modell innerlich erlebt wurde? Kann eine fremde Frau, die man bezahlt, Werkzeuge für dieses Bild gewesen sein? Liegt da nicht viel mehr — Danksagung, Opfer, Selbstvergessenheit darin?“

Sie urteilen sehr klug, anädige Frau.

Sie lächelte. „Nein, nein. Viele Menschen stehen vielleicht hier und sprechen über Farbe, Technik, Beleuchtung — und ich denke, daß mehr in solchen Bildern ist als Rollen und Können — daß vielleicht nur wiedergegeben wurde, was ein anderer Mensch schenkte — Freude, Liebe, Rausch — daß alle wäuteren Werte noch von diesem Erleben zehren — und daß es der Frau in Rot wohl tun kann — verassen zu sein.“

„Ich würde verlegen vor diesem Gedankengang. Wie können Sie das wissen?“ fragte ich zurückhaltend.

„Da sah sie mich an. „Ich bin alt genug, um viel zu wissen.“

Und ging mit einem leichten Nicken des Kopfes hinaus.

Am Abend war ich mit dem Maler in fröhlicher Gesellschaft. Er hatte am Nachmittag viele Besuche in seinem Atelier empfangen und erzählte in gehobener Stimmung von all den Menschen, die schon über seine Schwelle gekommen waren.

„Sie können dir alle nützlich sein“, sagte ich. „Aber es ist doch wunderbarlich, daß gar kein Mensch dir besonders nahe steht — nicht wir Freunde — sondern kein Weib, kein Mädchen, mit dem du eins bist, das zu dir gehört, zwei Seelen in eine versammeln.“

Er sah mich zuerst verwundert an, dann lachte er in keiner sorglos heiteren Art: „Lieber Freund, dazu willst du mir raten? Bin ich jemals einem Abenteuer, einem Liebestraum aus dem Wege gegangen? Aber kann ich schaffen, wenn ich gebunden bin? Ich brauche das aufwühlende Erleben, ich brauche Menschen, die Flammen in mir entfachen — aber ich kann keine Fesseln tragen. Glaubst du, Argosler, daß eine Frau mir mehr ist oder mehr sein will als nur Mittel für meine Kunst? Auch wenn wir in Freude schaffen?“

Zufall war's, daß ich am nächsten Tage wieder durch die Ausstellung ging. Als ich in das Kabinett der „Frau in

Rot“ trat, blieb ich bebroffen stehen. Vor dem Bilde saß in derselben träumenden Haltung die junge Frau; der Lederhut lag neben ihr auf der Holzerbank; ein Sonnenstrahl spielte in dem welligen, roten Haar.

Da frauste ich nicht mehr nach dem Grund ihres stummen Schauens.

„Ich ging hin zu ihr und reichte ihr die Hand. Ich weiß nicht, warum ich es tat. Vielleicht war es ungeschickt.“

„Vielleicht haben wir uns auch verstanden —“

Wie man mit Messern und Gabeln essen lernte.

Wir sind so daran gewöhnt, uns beim Essen des Messers und der Gabel zu bedienen, daß wir uns eine Zeit, in der die feinsten Leute mit den Fingern aßen, gar nicht vorstellen können. Und doch ist diese Epoche noch gar nicht so weit zurückliegend, und vor 800 Jahren waren bei uns Messer und Gabeln beim Essen noch ziemlich unbekannt. Das ganze Mittelalter hindurch griff man tadler mit den Fingern in die Schüsseln, und wenn es Brei oder Suppe gab, so bediente man sich höchstens eines Brotstückes, um damit die Flüssigkeit aufzutunten. War ein Stück Fleisch zu groß, dann griff man wohl zu dem Messer, das man stets am Gürtel trug, und zerleinerte es sich. Auf dem Tisch lag nur das Messer, das zum Verschneiden diente, denn in der feinen Kultur der Ritterzeit war das Tranchieren zu einer der „edlen Künste“ geworden, die der junge Adlige neben Reiten, Fechten und Tanzen lernte. Der Hausherr bediente sich also bei Tisch des Tranchiermessers, das er in zierlicher Weise handhabte, und allmählich kam aus der Küche auch der zweifelhafte Bratenwender auf den Tisch, an dem das Geflügel aufbewahrt wurde. Auf diese Weise erschien die Gabel zum erstenmal im Haushalt; aber sie hat noch viele Jahrhunderte gebraucht, bevor sie in die Hände der einzelnen Essenden gelangte. Da man sich im wesentlichen der Hände zum Essen bediente — auch der Gebrauch eines Löffels war in den feinen Kreisen verpönt — so mußte man vor und nach dem Essen die Finger waschen und reinigte sich auch häufig während der Mahlzeit die Hände an dem Tafeltuch, das man sich über die Knie legte. In der Zeit der Renaissance aber empfand man diese Gebräuche mit der Steigerung der Lebensform doch schon als etwas unanständig, und in den „Tischsitten“ werden bestimmte Anstandsregeln aufgestellt, wie z. B.: Die Hand, mit der du das Fleisch nimmst, darf nicht mit Fett von anderen Stellen bedeckt sein! Halte deine Hand nicht zulange im Eise! Nimm erst hinein, wenn der andere seine Finger aus der Schüssel genommen hat! Nimm nicht mehr Fleisch wie dein Nachbar! Fasse dir nicht an die schmutzige Kase oder an unanständige Körperteile und nachher mit der gleichen Hand in die Schüssel usw.

Die Zeit drängte also danach, Werkzeuge einzuführen, die die Finger beim Essen ausschalteten. Dazu boten sich Löffel und Gabel. Der Löffel stieg aus den niederen Volkskreisen, wo er stets verwendet worden war, in die höheren Schichten empor, aber man verwandte ihn zunächst noch nicht als Eßlöffel, sondern als Vorlegelöffel. So schreibt a. B. Erasmus von Rotterdam in seiner „Tischsitten“: Wenn Du jemand aus einem Kuchen oder einer Pastete etwas mit dem Löffel reichst, so empfang es mit einem Brotstück und schütte die Speise auf das Brot (die Brotstücke, die damals noch allgemein als Teller diente).“ Noch am Hofe Ludwigs XIV. als man übrigens aus einer großen Suppenteller, in die jeder mit dem damals bereits eingeführten Eßlöffel fuhr, und erst die feinen Damen des Hofes Rambouillet brachten mit dieser Sitte und forderten für jeden keinen eigenen Suppenteller. Die Suppenteller war eine Erfindung des Herzogs von Montausier, die sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einbürgerte. Die Gabel ist ein Geschenk des Orients an das Abendland; sie war zuerst am bosanischen Hofe üblich und scheint von dort nach Venedig gekommen zu sein, das ja so enge Beziehungen zu Byzanz unterhielt. Aber allgemeinere Verbreitung in den höchsten Kreisen fand die Gabel erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, und zwar wurde die Benutzung zur geistlichen Notwendigkeit infolge der Mode. Bei den gewaltigen steifen Halskräusen, die man damals trug, war es ganz unmöglich, die Speisen mit den Fingern zum Munde zu führen. Man brachte daher zunächst Löffel mit sehr langen Stielen, und dann war es König Heinrich III. von Frankreich, der die Gabel aus Italien einfuhrte. Der geistvolle Kulturhistoriker Franklin hat deshalb gesagt, wir würden noch heute mit den Fingern essen, wenn nicht der Mühlsteinkragen angekommen wäre. Am sich die kostbaren Kräusen und Spitzen nicht zu beschmutzen, band man sich nunmehr auch Servietten um den Hals, aber das Mundtuch blieb noch lange ein Luxusartikel, und noch während der französischen Revolution bewunderte der Engländer Young die französischen Handwerker deswegen, weil jeder keine Serviette und keine Gabel habe. Wie alles Neue fand die Gabel entrüstete Geaner. Rockefeller läßt 1842 die alten deutschen Helden dem Abilander von Sittewald einen Vorwurf daraus machen, daß er nach westlicher Manier die Speisen nicht mit der rein gewaschenen Hand, sondern mit der Gabel aße. Aber diese für weiblich und weiblich gehaltene Mode war damals bei uns noch sehr selten und bürgerte sich erst im 18. Jahrhundert ein. Jeder trug damals

noch ein Eßbesteck mit sich, das in einem Lederbehälter am Gürtel hing, und erst mit der Mode des „gedeckten Tisches“, die sich im 18. Jahrhundert einbürgerte, kam auch die Sitte auf, Messer, Gabel und Löffel für jeden auf die Tafel zu legen. Jedenfalls haben unsere Vorfahren erst im 18. Jahrhundert richtig gelernt, mit Messern und Gabeln umzugehen. Wie schwer das selbst in den höchsten Kreisen hielt, zeigt eine Erzählung des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt, der eine vorzügliche Ausbildung erhalten hatte und doch im Essen noch sehr ungewandt war, als er um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach England kam. Er fiel am englischen Hofe durch den ungeschickten Gebrauch von Messern und Gabeln auf und sagt darüber: „Nichts ist schwerer zu erlernen, als die gewandte und elegante Handhabung von Messer und Gabel. Zwar hielt ich nach Vorschrift das Messer in der rechten, die Gabel in der linken Hand, aber ich führte das Messer öfters zum Munde, was allgem. als ein schwerer Verstoß empfunden wurde.“

Gesellschaft u. Mode

Das Abendkleid in der Tasche. Taschentuch-Abendkleider sind die neueste Neuheit, die eine Pariser Modestirma in den Handel bringt. Diese Abendtoiletten sollen nicht etwa wie Taschentücher benutzt werden, sondern sie führen ihren Namen daher, daß sie so zusammengelegt werden können, bis sie nicht größer als Taschentücher aussehen. Die Kleider sind aus dem feinsten und dünnsten Material, meistens aus römischem Crepe Romain oder marokkanischer Seide, gefertigt. Diese Stoffe lassen sich nicht zerknittern, und die Falten glätten sich sofort wieder aus, so daß auch ein ganz eng zusammengebrücktes Kleid sofort eine gute Passon bekommt. Die Einführung dieses Taschentuch-Abendkleides ist besonders für Sportsdamen gedacht, die mit möglichst wenig Gepäck auf eine Tour gehen wollen und doch abends im Hotel über eine elegante Toilette verfügen müssen. Die Sportslerin steckt das elegante Abendkleid einfach in die Brusttasche ihres Sportkostüms und kann sich dabei ganz unbeschwert den Tag über allen Leibesübungen hingeben.

Barb und Männlichkeit. Aus der Barbtracht der Herren leitet der englische Schriftsteller Arthur Bonionby eine eigenartige Psychologie der Mode ab, die er in der „Empire Review“ veröffentlicht. Er geht von den Verhänden der Herren aus, den Barb, der so lange verwöhnt war, wieder einzuführen, und er sieht darin ein Zeichen der erwachenden Männlichkeit beim stärkeren Geschlecht. Nach seiner Ansicht ist nämlich die Mode der Frau, wenn das männliche Element beim Herrn stark hervortritt, einfach, denn sie hat es dann nicht nötig, durch besonders starke Reize auf ihn anziehend zu wirken. Wenn aber die Männlichkeit beim Manne wenig hervortritt, dann muß die Frau alle ihre Künste spielen lassen, um das wiederstrebende andere Geschlecht anzuloden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, schreibt er, trugen die Herren lange Bärte, und die Frauen brauchten daher eher einen Schuß gegen den Mann; sie steckten sich in metallene Käfige, die Krinoline. Wenn der Herr einen Fuchsnösel bei der Dame sah, dann war er schon entflammt. Heutzutage nähert sich der barlose junge Mann in seiner Kleidung immer mehr der Frau, und diese beantwortet diesen weiblichen Zug im Manne mit äußerster Kühnheit in der Kleidung und einem herausfordernden Benehmen, das die Rollen vertauscht erscheinen läßt. Man kann das in jedem Restaurant beobachten. In früheren Tagen erschien der Herr als Gebieter; ihm folgte das Mädchen, schüchtern und zurückhaltend, begleitet von Mutter oder Tante. Heutzutage betritt die junge Dame, den Hut fest über die Augen gezogen, mit Siegermine das Lokal; die lange Zigarettenpitze steckt ihr im Mund, und hinter ihr trotzt schüchtern und ängstlich der Herr. Sie gibt dem Kellner Befehle, führt die Unterhaltung. Die Rollen sind vertauscht. Bonionby gibt den jungen Herren den dringenden Rat, sich dicke bulgische Badenbärte stechen zu lassen, dann könnten sie sich aus ihrer kläglichen Lage retten; aber er zweifelt daran, ob ihnen noch ein richtiger männlicher Barb wächst.

Frauen-Zeitung

Das beste Heiratsalter der Frau. Wann ist für ein Mädchen die rechte Zeit gekommen, einen Ehebund zu schließen? Die Frage wurde kürzlich von Fräulein Inez Hardin aus dem Staate Mississippi, das von einem Kongreß für Kassenhygiene für das achtzehnte Mädchen der Vereinigten Staaten erklärt worden war, mit den Worten entgegnet: „Ich werde mich verheiraten, wenn ich dreißig Jahre alt bin. Denn es steht für mich fest, daß gesunde Mütter die gesündesten und schönsten Kinder zur Welt bringen, wenn sie das Alter von dreißig Jahren erreicht haben. Ja, vielleicht muß man sogar noch weitergehen und als das beste Alter im Hinblick auf die zu erwartenden Kinder fünfundsiebzig Jahre ansehen. Plato war das schon vor 2000 Jahren bekannt. Demgegenüber sprach sich der Sekretär der Britischen Gesellschaft für Kassenhygiene folgendermaßen aus: „Fräulein Hardin übertriebt. Dreiundzwanzig Jahre ist vom Standpunkt der Wissenschaft aus das

beste Heiratsalter für eine Frau. In diesem Alter hat sie die zuverlässigste Aussicht, gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Nach dem dreißigsten Lebensjahr verringern sich die Aussichten, Kinder zu bekommen, von Jahr zu Jahr.“

Männerlaunen. Im allgemeinen spricht man nur von Launen bei der Frau, aber es ist nicht zu leugnen, daß es auch viele Männer gibt, die sehr launisch sind, und es sind wohl ebenso oft Männerlaunen, die eine Ehe unglücklich machen, wie Weiberlaunen. Während aber der Mann gewohnt ist, die Launen seiner weiblichen Ehehälfte als etwas Gegebenes hinzunehmen, ist die Frau vielfach empört und überrascht, wenn sie das stärkere Geschlecht bei Launen überrascht. Würde sich die Gattin auch bei ihrem Ehegemahl auf das Ertragen solcher unvermutet eintretender Stimmungen einrichten, so könnte sie viel Streit und Ärger ersparen. Leider sind es nur die klügsten Frauen, die bei den Männern denselben Pantelmut voraussehen, wie sie ihn bei ihrem eigenen Geschlecht beobachten. Schreibt darüber Lettice Wayne in einem Londoner Blatt: „Aber diese Frauen, die den Mann wirklich verstehen und in ihm kein anderes Wesen erblicken, sind in der Ehe eine wahre Wohltat und werden von ihren Männern angebetet. Gewiß ist der Mann in der Regel besser imstande, seine Erregungen zu verbergen, ein gleichmäßiges Benehmen zur Schau zu tragen und sich und andere über seine Launen hinwegzutäuschen. Aber eben weil er gewöhnt ist, seine Gefühle im Zaum zu halten, ist er um so dankbarer, wenn er bei seiner Frau Verständnis für gewisse Launen findet, die er nicht unterdrücken kann. Nur die selbstlose Frau bringt so viel Mitleidempfinden für den Mann auf, um seine Launen zu ertragen und ihn in seiner schlechten Stimmung aufzubettern. Wenn sie gewisse Schwächen seiner Natur mit Stillschweigen übergeht, wenn sie ihr Verhalten seiner Stimmungslage anpaßt, dann wird sie im Herzen des Gemahls eine Saite erklingen lassen, die besonders warm und hell tönt, und sie wird seine Liebe für sie steigern.“

Reise u. Verkehr

Das erste Frachtgut, das auf einer deutschen Eisenbahn befördert wurde, waren zwei Fässer Bier. Die erste deutsche Eisenbahn, die sog. Ludwigsbahn, die zwischen den Städten Fürth und Nürnberg am 7. Dezember 1833 eröffnet wurde, diente zunächst ausschließlich dem Personenverkehr. Erst mehrere Monate später, nachdem das neue Beförderungsmittel wider Erwarten rasch Anklang beim Publikum gefunden hatte, wagte man den ersten schüchternen Versuch, den Schienenstrang auch zur Beförderung von Frachtgütern heranzuziehen. Am 11. Juli 1836 erhielt die Nürnberger Brauerei Lederer die Erlaubnis, mit dem ersten nach Fürth abgehenden Zug zwei Fässchen Bier gegen eine Vergütung von je 6 Kreuzer an den Wirt „Zur Eisenbahn“ nach Fürth zu senden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß besagter Wirt die beiden Fässer sofort nach Ankunft des Zuges in Empfang zu nehmen und abzuholen habe. Der Direktorialkommissar Dr. Löhner sollte, wie es in der betreffenden Verfügung heißt, dafür Sorge tragen, daß dieser kleine Anfang der Güterbeförderung in gehöriger Ordnung vor sich gehe, um solchen vielleicht späterhin ins Große ausdehnen zu können. Es ist leider nicht überliefert, ob sich der Transport der beiden historischen Bierfässer glatt und ohne ernstliche Verkehrsstörung abgewickelt hat.

Das Straßenbild der Zukunft. Wenn ein Großstädter heute zu Stunden lebhaften Geschäftsverkehrs eine der Hauptstraßen entlang geht, dann wird seine Geduld, besonders wenn er es eilig hat, oft hart auf die Probe gestellt; bildet doch in seinem Vorwärtkommen alle Paar Schritte die vor einem Schaufenster angelammelte Menge schaulustiger ein schwer zu überwindendes Hindernis. Wenn die Entwicklung hier noch weiter in dieser Richtung geht, und sie wird es unweigerlich tun, denn weder wird sich eine weitere Konzentrierung der Bevölkerungsmittelpunkte aufhalten lassen, noch wird man den Geschäftsleuten das Recht nehmen können, durch Ausstellen ihrer Waren das Publikum anzuziehen, wenn, wie gelagt, die Entwicklung noch weiter in dieser Richtung geht, dann müssen sich hier für den Großstadtverkehr unerträgliche Zustände herausbilden, die dringend einer Reform bedürfen. In London, wo die Frage auch heute schon brennend ist, wurden auch schon praktische Vorschläge einer Lösung gemacht. Der Leiter der Londoner Hochschule für Architektur hat einen Entwurf gemacht, nach dem er vorschlägt, die New Oxford-Street umzubauen. Sein Plan will den berechtigten Ansprüchen der Ladenbesitzer auf genügenden Raum zur Errichtung von Schaufenstern und den ebenso berechtigten Ansprüchen der Straßenpassanten auf ungehinderten Verkehr gerecht werden. Die Lösung des Problems findet er in einer mehrstöckigen Straße. In jeder der geplanten drei Etagen, von denen sich die eine auf dem Erdboden, die zweite im ersten Stockwerk der Gebäude, die dritte hoch oben unter dem Dach befinden sollte, würden sich Verkaufsläden und Schaufenster befinden, an ihnen aber auch Gänge für Passanten entlang laufen. Durch diese Verteilung der Fußgänger würde man eine Entlastung der Hauptstraßen erreichen. Fahrstühle würden für Heraufbeförderung der Fußgänger sorgen und leichte Zugbrücken den Übergang über die Querstraßen ermöglichen.